Weimar und die französische Revolution

Autor(en): **Schelling, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **23 (1920-1921)**

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-749747

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

WEIMAR UND DIE FRANZÖSISCHE REVOLUTION

Am 25. Februar 1824 erklärte Goethe seinem getreuen Eckermann: „Ich habe den großen Vorteil, dass ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein langes Leben fortsetzten, so dass ich vom Siebenjährigen Kriege, sodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der Französischen Revolution, und endlich von der ganzen Napoleonischen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz andern Resultaten und Einsichten gekommen, als denen möglich sein wird, die jetzt geboren werden und die sich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen.

Was uns die nächsten Jahre bringen werden, ist durchaus nicht vorherzusagen; doch ich fürchte, wir kommen so bald nicht zur Ruhe. Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden: den Großen nicht, dass kein Missbrauch der Gewalt stattfinde, und der Masse nicht, dass sie in Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge. Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber- und hinüberschwanken, der eine Teil wird leiden, während der andere sich wohlbefindet, Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben.

Das Vernünftigste ist immer, dass jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist, und was er gelernt hat, und dass er den anderen nicht hindere, das seinige zu tun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürst wisse zu regieren. Denn dies ist auch ein Metier, das gelernt sein will, und das sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht."

Am 21. Dezember 1885 sodann stand ein Kranz von Historikern um den neunzigjährigen Leopold Ranke, und nachdem Heinrich von Sybel als letzter im Auftrage der historischen Kommission von München gratuliert hatte, erwiderte der Gefeierte: „Wenn die Herren erlauben, so setze ich mich und halte ein kleines Kollegium. Der

Mensch ist wie ein Baum, der seine Kraft nicht so sehr aus dem Boden zieht, als sie von Luft und Licht, Wind und Wetter, den Stürmen selbst empfängt. Das Jahr meiner Geburt hat das Eigentümliche, dass es in eine Zeit fällt, in welcher die großen Fragen, welche die Welt erschütterten, in ein neues Stadium traten. Die revolutionären Elemente, die sich in dem großen Nachbarreiche erhoben und die Herrschaft in demselben erlangt hatten, stürmten gegen alle anderen Reiche heran, um sie in ihren Kreis zu ziehen. Dagegen formierte sich eine andere Vereinigung, welche hinwiederum diesen revolutionären Elementen dort an der Quelle ein Ende zu machen unternahm. Das Eine misslang wie das Andere. Es zeigte sich vielmehr, dass weder die eine noch die andere Richtung damals den Sieg davon tragen konnte. Man machte sich fürs Erste gegenseitige Zugeständnisse, so dass eine Art von Pazifikation zustande kam. Es geschah durch den Frieden von Basel und die Kompaktate, die darauf gefolgt sind. Es ist die Bewegung, die, sympathisch oder antipathisch mit den Kräften, die untereinander um die Herrschaft in der Welt rangen, seit dem Jahre 1813 fortgedauert und die Nationen in steter Gärung gehalten hat."

Diese Lieblingsidee hat Ranke stets festgehalten, und man könnte sie vielleicht für zu theoretisch halten, wenn nicht der Mann, der von des Gedankens Blässe sicher nicht angekränkelt war, Otto von Bismarck, sich auch zu ihr bekannt hätte. „Wie viele Existenzen gibt es noch in der heutigen politischen Welt, die nicht in revolutionärem Boden wurzeln? Nehmen Sie Spanien, Portugal, Brasilien, alle amerikanischen Republiken, Belgien, Holland, die Schweiz, Griechenland, Schweden, das noch heut mit Bewusstsein in der glorious revolution von 1688 fußende England" heißt es in den *Gedanken und Erinnerungen.*

Das heutige junge Geschlecht, das die revolutionäre Krise der Gegenwart erlebt, ist nun allerdings nicht auf solche Berichte von Bejahrten angewiesen, und die Versuchung läge nahe, aus Vergangenem auf die Gegenwart zu schließen; doch das bleibt dem Politiker überlassen, ob er vielleicht gewisse Winke daraus entnehmen mag, der Historiker aber darf nicht den Augurn spielen und kann nur die Analogien feststellen.

Die Frage nach der Wechselwirkung zwischen der großen französischen Revolution und dem ancien régime des übrigen

Europa hat die Forschung immer wieder beschäftigt, Sybel, Taine und Ranke gingen ihr nach. Taine hat seinem Volke den Glorienschimmer der großen Revolution unerbittlich entzogen, Ranke und Sybel haben die damaligen französischen Ereignisse in den Zusammenhang der europäischen Politik, vor allem der Kabinette von London und Wien hineingestellt. Neuerdings hat dann Albert Sorel in einem großen Werke nachgewiesen, dass die Revolution keine auch noch so eigentümliche Folge gehabt hat, die sich nicht aus der Geschichte Europas ableiten und durch die vorausgegangenen Zustände des ancien régime erklären ließe.

In einem geistvollen Kapitel hat K. Th. Heigel, der während des Weltkrieges verstorbene Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften, hauptsächlich untersucht, warum nicht auch in Deutschland damals die Revolution ausgebrochen sei. Er griff zu diesem Zwecke als erster nach der Unzahl von Flugschriften, konnte aber von der großen Masse nur einen kleinen Teil seiner Darstellung zu Grunde legen. Gerade hier müssten jedenfalls noch bedeutende Vorarbeiten gemacht werden, um ein einheitliches Bild zu gewinnen. Die Lage des Bauern- und Gewerbestandes besonders müsste an Hand von vermehrtem Material dargestellt und der Vergleich mit dem französischen dritten Stande durchgeführt werden.

Unter den Ständen und Kreisen des damaligen Deutschland bleibt natürlich immer die Stellung des geistigen Mittelpunktes Weimar zu der großen Umwälzung von 1789 bis 1815 bedeutsam und denkwürdig, auch wenn man sich bewusst ist, damit nur vereinzelte Stimmen des Chorus, diejenigen von Staatsmännern und Dichtern zu hören. Um die Überzeugungen und Ansichten dieses Kreises über Staat und Staatsentwicklung und namentlich auch seine Stellung zu den Zeitereignissen zu verstehen, ist es wohl notwendig, Grund und Boden und Atmosphäre zu betrachten, worin er sich bewegte, und nachher erst zu den einzelnen Persönlichkeiten überzugehen.

Nach dem Tode ihres Gemahls, des Herzogs Ernst Augustin Konstantin, am 28. Mai 1758, übernahm die junge Witwe, Anna Amalie, die Nichte Friedrichs des Großen, im Alter von neunzehn Jahren als Vormünderin für ihren kaum einjährigen Sohn, Karl August, die Regentschaft über das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach. Der siebenjährige Krieg war in vollem Gange und brachte

auch über die weimarischen Lande viel Unheil. Erst der Friede von Hubertusburg, der den Krieg abschloss, richtete den Lebensmut der Bewohner wieder auf. Am Sonntag Kantate 1763 wurde in allen weimarischen und eisenachischen Kirchen das Friedensfest gefeiert. Bald darauf versammelten sich nach langer Zeit zum ersten Male wieder die weimarischen Landstände, denen die Regentin ihre beiden heranwachsenden Söhne vorstellte. Während sie nun einerseits für eine sorgfältige, aber oft zu ängstliche Bildung der beiden besorgt war, suchte sie andererseits durch äußerste Sparsamkeit in der Landesverwaltung die Stellung des Landes im Sinne der Humanitätsbestrebungen der Zeit zu heben. Sechzehn Jahre hatte diese Frau von seltenen Eigenschaften, einer Maria Theresia vergleichbar, ihres Amtes gewaltet, als zum Abschluss ihrer Bildung der junge Karl August und sein Bruder in Begleitung ihres Erziehers Ende 1774 eine Reise über Frankfurt, Straßburg nach Paris unternahmen. Am 11. Dezember 1774 trat im Gasthof zum Römischen Kaiser in Frankfurt, zum Abendessen eingeladen, der fünfundzwanzigjährige Advokat, Journalist und Dichter des *Götz von Berlichingen* dem siebzehnjährigen Karl August von Weimar gum ersten Male entgegen. Der Dichter hat den Moment festgehalten: „Es lagen nämlich Mösers patriotische Phantasien, und zwar der erste Teil, frisch geheftet und unaufgeschnitten, auf dem Tische. Da ich sie nun sehr gut, die Gesellschaft sie aber wenig kannte, so hatte ich den Vorteil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können, und hier fand sich der schicklichste Anlaß zu einem Gespräch mit einem jungen Fürsten, der den besten Willen und den festen Vorsatz hatte, an seiner Stelle entschieden Gutes zu wirken. Mösers Darstellung, so dem Inhalte als dem Sinne nach, muss einem jeden Deutschen höchst interessant sein. Wenn man sonst dem deutschen Reiche Zersplitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, so erschien aus dem Möserschen Standpunkte gerade die Menge kleiner Staaten als höchst erwünscht zur Ausbreitung der Kultur im einzelnen, nach den Bedürfnissen, welche aus der Lage und Beschaffenheit der verschiedensten Provinzen hervorgehen.“

Es ist bezeichnend, dass beim ersten Zusammentreffen dieser beiden Männer weder vom *Götz* noch vom *Werther* die Rede war, sondern von Staatsgeschäften im Anschluss an die eben erschienene

Arbeit von Justus Möser, eines der besten Repräsentanten der historisch-realistischen Staatsweisheit des achtzehnten Jahrhunderts. Mit Gedanken über den Verfall der Handlung in den Landstädten und Schreiben einer Mutter über den Putz der Kinder beginnt das Büchlein, das die Tochter des Verfassers fast gegen seinen Willen herausgab. „Du kannst es versuchen, ich besorge aber, dass dasjenige, was auf einem Provinzialtheater erträglich geschienen, auf der großen Bühne Deutschlands nicht gefallen werde." Möser, dessen Schriften, unbeeinflusst vom herrschenden Rationalismus auf Schritt und Tritt den Mann der Praxis verraten, der Despotismus und Polizeistaat verdammte, ein Volk freier Bauern, auf eigener Hufe sitzend, als Ideal hinstellte, aber doch die letzten Konsequenzen sozialer Umwälzung, die Revolution, herb und strenge von sich wies, hatte Goethe, wie er an anderer Stelle von *Dichtung und Wahrheit* gesteht, gewaltig imponiert; das Eintreten des unermüdlichen, mutigen Reformers für Selbstverwaltung, Gemeindefreiheit und Schwurgerichte, für Evolution durch Sozialpolitik, schien auch ihm gemäß zu sein.

Als die Goethe-Philologie begann, nicht immer ohne Tendenz, ad maiorem gloriam aus dem Dichter auch noch einen Staatsmann zu machen, da schüttelten Unbefangene zunächst mit Recht das Haupt. Es hat sich aber seitdem ergeben, dass Goethe zum allermindesten von 1775 bis 1786, bis zur italienischen Reise, Verwaltungsmann im vollen Sinne des Wortes gewesen ist und politische Lehrjahre in den verschiedensten Ressorts durchgemacht hat, die ihn mehr als manchen ordentlichen Professor des Rechts befähigten, politische Urteile zu fällen. Darüber wird später noch zu sprechen sein.

Der junge Regent handelte kurz entschlossen, und keine Episode ist geeigneter, ein helleres Licht auf ihn und seine Mutter zu werfen, als die Frage der beiden Berufungen Goethes und Herders. Am frühen Morgen des 7. Novembers 1775 kam Goethe nebst seinem Diener Seidel, vom Herzog als Gast geladen, in dem Städtchen Weimar, wo der Hirte noch jeden Tag das städtische Vieh auf die Weide trieb, an. Während Leute wie Wieland und vor allem die Frauen und Fräuleins nach der ganzen gefühlvollen Art der Zeit dem Dichter ihre Huldigung darbrachten („seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Tau-

tropfen von der Morgensonne“ lautete eine Briefstelle Wielands, drei Tage später), während er sich an die jungen Beamten anschloss, erkannte der Herzog schon nach wenigen Wochen, dass dies der Mann sei, dem er sich, alle Bande des Zeremoniells und des fürstlichen Standes überspringend, rückhaltlos anvertrauen könne und wolle.

Zunächst sollte die bereits im fünften Jahre erledigte Stelle des Generalsuperintendenten und Hauptpfarrers der Stadtkirche Weimar wieder besetzt werden, und da die darauf hoffenden weimarischen Geistlichen „ihrer Trakasserien und düstern Beschränkung“ wegen dem Herzog zuwider waren, hatten ihm Goethe und Wieland den Namen Herders genannt, und schon am 12. Dezember 1775 richtete Goethe im Auftrage des Herzogs die Anfrage an Herder. Kaum aber war das Projekt ruchbar geworden, als, vom Oberkonsistorium ausgehend, ein Schauder über die vermeintliche Freigeisterei des Kandidaten durch die Reihen ging und die abgeschmacktesten Dinge über ihn kolportiert wurden. Ende Januar 1776 machte der Herzog dem ein Ende, indem er den Räten des Oberkonsistoriums seinen Willen unmissverständlich zum Ausdruck brachte. „Bruder sei ruhig, ich brauch der Zeugnisse nicht, habe mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben und es kann nicht lang mehr stocken, so hast du den Ruf. Ich will dir ein Plätzgen sichren, dass du gleich hier sollst die Zügel zur Hand nehmen. Vielleicht bleibe ich auch eine Zeit lang da,“ schrieb der Vermittler Goethe im triumphierenden Stile von Sturm und Drang an den neugebackenen Superintendenten.

Dass Goethe bleibe, war auch schon des Herzogs fester Entschluss, seine beabsichtigte Anstellung aber bot noch größere Schwierigkeiten, als diejenige Herders. Hier schüttelte vor allem die Bureaukratie bis hinauf zu dem übrigens trefflichen langjährigen, aber oft starrsinnigen Minister Fritsch immer bedenklicher das Haupt. Als Mitte Februar Karl August dem untadeligen Manne die Absicht mitteilte, dem sich jetzt in Weimar aufhaltenden D. Goethe mit dem Charakter eines geheimen Assistenzrates die vierte und letzte Stelle im Conseil (Ministerium) zu übertragen, wies Fritsch auf dessen „Unfähigkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten“ und die Zurücksetzung einer Menge rechtschaffener, langgedienter Diener, welche auf einen Platz dieser Art Anspruch machen könnten,

hin. Darauf ließ man die Sache zur Abkühlung zwei Monate ruhen, bis Mitte April ein Schreiben an den Herrn von Fritsch abging. „Meine Meinung, den D. Goethe betreffend, wissen Sie. Ich gebe ihm den letzten Platz im Conseil mit dem Titul eines geheimen Legationsrates," worauf der Minister erwiderte, er könne nicht länger in einem Collegio sitzen, dessen Mitglied gedachter D. Goethe jetzt werden solle, da er nicht hoffen dürfe, in demselben mit Nutzen für den Herzog und mit Ehre für sich zu dienen, und sich demnach gemüßigt sehe, ihn um die gnädigste Entlassung aus seinen Diensten anzugehen, und nun folgten jene zwei klassischen Briefe des kaum zwanzigjährigen Herzogs und seiner Mutter, die besser als eine lange Abhandlung den Beweis liefern, dass beide das Metier des Regierens aus dem Fundament verstanden. „Wäre der D. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entschluss billigen, Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen. Nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Was den Punkt anbetrifft, dass dadurch viele verdiente Leute, welche auf diesen Posten Ansprüche machten, zurückgesetzt würden, so kenne ich niemanden in meiner Dienerschaft, der meines Wissens darauf hoffte; zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner Untertanen steht, nach Anciennetät, sondern nach Vertrauen vergeben. Was das Urteil der Welt betrifft, welche missbilligen würde, dass ich den D. Goethe in mein wichtigstes Collegium setzte, ohne dass er zuvor weder Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrat war, verändert gar nichts; die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber und jeder, der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können und suchet auch ohne den Beifall der Welt zu handeln."

Doch erst der überlegenen Hand Anna Amalias gelang es, den alten Eisenkopf zu brechen, aber erst nachdem sie ihr Sohn dringend gebeten hatte, mischte sie sich in diese Männerangelegenheit ein und glättete mit feinem Takte die Wogen, was nicht von allen fürstlichen und nicht gefürsteten Frauen zu sagen ist. Fritsch nahm sein Entlassungsgesuch zurück und Goethe wurde durch Dekret vom 11. Juni 1776 zum geheimen Legationsrat mit Sitz

und Stimme im Conseil und einem Gehalt von 1200 Talern bestellt.

Karl August ist unstreitig nach Friedrich dem Großen die bedeutendste Fürstengestalt Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert gewesen, und es ist eigentümlich, dass in unserer Zeit, da die Biographie so hoch im Kurse steht, er noch keinen Biographen gefunden hat. Eine große Publikation, welche Verwaltungs-, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte sowie Briefwechsel der bedeutendsten Personen Sachsen-Weimars zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts enthalten und durch eine Biographie Karl Augusts von Erich Marcks zum Abschluss kommen sollte, ist leider durch den Krieg zum Stillstand gebracht worden. Nur der Briefwechsel Karl Augusts mit Goethe liegt bis jetzt vor.

Karl August war in jungen Jahren ein Mann von unbändiger Lebenskraft, eine oft derbe Soldaten- und Jägernatur, die aber vom tollsten Vergnügen und seichtesten Scherze unvermittelt zum Ernstesten und Tiefsten übergehen konnte. In dem Momente, da Gouverneure und Geheimräte aufhörten, an ihm herumzuarbeiten, lehnte sich seine ganze Natur auf, und es begann unter seiner Führung jenes Genietreiben, das dem Weimarer Philisterium der Anfang vom Ende schien. Seine ganze Natur, übrigens unterstützt durch den Zeitgeist, drängte darauf, auch als Fürst Mensch zu sein. Bekannt ist seine äußere Erscheinung im einfachen Bürgerrock mit der Militärmütze. Principe uomo nannten ihn die Mailänder schlagend. Er war der geborene Feind der Bureaukratie. „Seit ein paar Tagen habe ich mir die Zeit mit Lesung von Consistorialakten vertrieben, welche Vorschläge zu Verbesserungen und Visitationen des hiesigen Gymnasiums von 1762 an, betreffen. Von allen menschlichen Begriffen den allermenschlichsten, die Erziehung des Menschen, im Aktenstile und modo voti vorgetragen zu sehen, ist unglaublich; wenn keiner einen Begriff von einer menschlichen Behandlung hätte, so müsste er ihn durchs Contrarium bekommen, sobald er diese Akten läse," seufzte er einmal.

Freilich dauerte es einige Jahre, bis sowohl der Herzog als auch seine jugendlichen Mitarbeiter ausgetobt hatten. Goethe, zwar auch noch keineswegs harmonisch, übte doch in amtlichen Dingen bewusst und mit Nachdruck einen mäßigenden und erzieherischen Einfluss auf den Herzog aus. Mit dem Jahre 1779, mit der Schweizer-

reise, kann diese Periode als abgeschlossen gelten. Der Most hatte ausgegärt. 1783 hat Goethe diesen seinen Kampf im Gedichte *Ilmenau* verschleiert zum Ausdrucke gebracht.

Du kennest lang die Pflichten deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,
Muss fähig sein, viel zu entbehren.

Solche Töne hat man allerdings in Versailles am Hofe Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes nicht vernommen.

Während wir nun über die äußere Politik Sachsen-Weimars bis zum Ausbruch der französischen Revolution durch die Arbeiten Rankes und anderer sehr gut unterrichtet sind, steht es bei der innern Landesverwaltung, wie schon bemerkt, schlimmer, und doch scheint es notwendig, um die Stellung der Weimaraner zu den Ereignissen nach 1789 aus der Zeit heraus zu verstehen, sie kurz zu skizzieren.

Es ist natürlich klar, dass Sachsen-Weimar zur Zeit Karl Augusts nach absoluten, wenn auch milden Formen regiert wurde. Die Landstände als Volksvertretung wurden selten einberufen. Die gesamte Verwaltung wurde vom Herzog und dem Conseil, dem Ministerium, dem der Beamtenkörper unterstellt war, besorgt. Im einzelnen drängen sich oft Parallelen mit der Landesregierung des Fürstabtes von St. Gallen auf, zur Zeit, da noch Karl Müller-Friedberg als Obervogt auf Schloss Oberberg jede Woche zich zwei oder drei Mal nach St. Gallen zu den Sitzungen des engern Conseils, mit dem sich der Abt umgab, verfügen musste. Solches geschah auch in der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Aber mit dem Regierungsantritte Karl Augusts ergriff ein frischer Zug die jugendlichen Geister auch in der Landesverwaltung. Die Lehre vom beschränkten Untertanenverstande gehörte nicht zu den Glaubenssätzen des neuen Landesherrn, der nach Goethes Zeugnis die Gabe besaß, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen. Sozialpolitische Reformen, wie sie damals Europa durchzogen, wurden auch in Weimar begierig aufgenommen. Das Land mit seinen 100,000 Einwohnern und 22,000 Familien war ärmlich und in der Hauptsache auf Landwirtschaft, etwas Tuch- und Leinenweberei, Strumpfwirkerei und

Glasfabrikation angewiesen. Von den vier Teilen, in die das ohnehin kleine Land gespalten war, hatten drei Landschaften (die beiden Fürstentümer Weimar und Eisenach und die jenaische Landesportion) ihre besondern Ausschüsse, Direktoren, Etats, Kassen und Steuerkollegien. Die Universität Jena war mit dem Ernestinischen Sachsen gemeinsam zu unterhalten.

Trotz dieser Schwierigkeiten wurde mit Eifer gearbeitet. 1775 brachte eine neue Prozessordnung, das folgende Jahr eine Umgestaltung der Vormundschaftspflege. Es erfolgte die Gründung eines Lehrerseminars. In der Landwirtschaft wurde die Einführung der Dreifelderwirtschaft empfohlen, Bergwerke und Salzquellen wurden zu heben versucht. 1779 übertrug der Herzog seinem „Vesten, getreuen Rate Goethe" nebst der Direktion des Landstraßen-Baues auch die Aufsicht über die um die Stadt gehenden Promenaden und die Direktion des hiesigen (will sagen Weimarischen) Stadt-Pflaster-Bauwesens. 1782 musste er das Präsidium der Kammer übernehmen, d. h. das gesamte Finanzwesen mit der Verwaltung der Domänen und Forsten. Hatte er schon die weimarische Armee von 600 auf 310 Mann reduziert und das Amt der Kriegskommission „so sauber geschafft, als wenns die Tauben gelesen hätten", so trat er jetzt als Finanzchef in direkten Gegensatz zu Karl August, der kein Verschwender, aber ein generöser Mann mit offener Hand war. Das Defizit der herzoglichen Schatulle musste deshalb oft die Kammer decken. Goethe griff unerbittlich ein, und schon im dritten Quartale seiner Kammerverwaltung erklärte er dem Schatullier Bertuch: „Sie erheben also dieses Vierteljahr abgeredtermaßen nichts. Mit Anfang Aprils können Sie den ganzen Monat April ganz erhalten, nachher wünscht' ich aber, dass es mit dem Monat Mai bis zu dessen Ende anstehen könnte. Haben Sie die Güte, Lieber Rath, und machen ihre Einrichtung darnach; denn ich muss entweder Johanni in der Ordnung sein oder abdanken." Seine letzten Ziele erreichte er allerdings in der Finanzverwaltung nicht, und er hat gelegentlich mit großer Bitterkeit von der Aussichtslosigkeit seiner Arbeit gesprochen. „Ich flicke an dem Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will."

In der äußern Politik war für Weimar die verwickelte Angelegenheit des deutschen Fürstenbundes, dessen Abschluss 1785 sich gegen die Präponderanz Österreichs richtete, von großer Wich-

tigkeit. Dass Goethe auch hier am politischen Webstuhle der Zeit gesessen hatte, zeigen die Akten des weimarischen Staatsarchivs über diesen Gegenstand, die alle nur von der Hand des Herzogs oder Goethes stammen. Es bedurfte eines zuverläßigen Geheimschreibers, bemerkt Ranke.

Am 3. September trat dieser Geheimschreiber von Karlsbad aus seine große Hedschra nach Italien an und weilte noch dort, als Friedrich Schiller am 20. Juli 1787 im Gasthaus „zum Erbprinzen" zu Weimar abstieg. Am 28. August feierte eine kleinere Gesellschaft, darunter Schiller, Goethes achtunddreißigsten Geburtstag in dessen Gartenhause bei Rheinwein. „Schwerlich vermutete er in Italien, dass er mich unter seinen Hausgästen habe, aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar", schrieb der Neuangekommene am folgenden Tage an seinen Freund Körner. Freilich dauerte es noch bis in die Sommertage des Jahres 1794, bis der gewesene württembergische Regimentsmedikus bei dem weimarischen Staatsminister wirklicher Hausgast war.

Wie stellten sich nun diese Männer, Karl August, Goethe, Schiller und Herder, zu dem Ereignis der französischen Revolution?

Die spärlichen Quellen gestatten es noch nicht, das Verhältnis Karl Augusts zu der großen Umwälzung in sichern Umrissen zu sehen. Soviel aber steht fest, dass er natürlich als Zeitgenosse den Ereignissen viel zu nahe stand, um sie ganz würdigen zu können. Auch hätte er sich selbst aufgeben müssen, wenn er allen Nachrichten aus Paris zugejubelt hätte. Die Art aber, wie er später, besonders nach dem Sturze Napoleons, die veränderte Lage von Staat und Gesellschaft ins Auge fasste, ist erstaunlich. Das wird am Schluss noch kurz zu berühren sein. Seltsam ist, wie wenig über die Anfänge der Revolution, die Einberufung der Etats généraux und den Bastillesturm in den weimarischen Briefwechseln die Rede ist. Die Kriegserklärung Frankreichs an Österreich am 20. April 1792 war gleichbedeutend mit derjenigen an Preußen, das für diesen Fall mit Österreich verbündet war. Karl August musste als preußischer Generalmajor den ersten Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich, der mit dem kläglichen Misserfolge von Valmy endete, mitmachen. Im Frühling 1793 schritten die Verbündeten dann zur Belagerung von Mainz. Karl August sollte zu diesem Zwecke bei Kaub über den Rhein setzen. Am 24. März 1793 schrieb er bei

Regen und Schneegestöber aus Laufenselden nördlich von Wiesbaden einen langen Brief an Goethe nach Weimar, welcher uns zum ersten Male einen vollen Blick in seine Auffassung von der Revolution tun lässt.

„Ich kann nicht läugnen, dass ein Auffenthalt von verschiedenen Monathen in hiesiger Gegend, wo ich mehr wie tausend Menschen aller Art Stände gesprochen habe, mich überzeugte, dass die Gefahr wircklich sehr groß war, dass es ein wahres Glück sey, dass der tolle Krieg unternommen, so toll und unglücklich geführt worden, damit die Menschen aus der Erfahrung lernten, welches denn eigentlich die Absichten der Freyfrancken sey, nehmlich: Besitzern die Hosen außzuziehen, um die Unbehossten damit zu bekleiden. — — Der Einfall der Frantzosen in Holland, und auf England loß, beweiset abermahls, dass sie bloß Krieg und Zerstörung suchen, um sich und ihre Nachbarn zu zertrümmern, damit die Parthey, welche eigentlich alleine die Kohlen anbläßt — denn an die *Hofnung einer Moralisch Politischen Absicht der gantzen Nation* glaubt wohl keiner mehr —, auf den Scheiterhaufen von ganz Europa ihre Generation außbrüten zu können; und dieses lässet gewiss vermuthen, dass, wenn sie nicht wären angegriffen worden, sie die Mittel gefunden würden haben, bey innern Unruhen in Deutschland, die sie angezettelt hätten, in dieses hinein zu dringen, wo sie uns dann au depourvu fanden, gehauset, geschaltet und gewaltet hätten, wie sie nur wollten.“ Das klingt wie Antibolschewismus. Wir sehen hier den praktischen Staatsmann, der sich mit den Ursachen und der innern Berechtigung der sozialen Umwälzung nicht abmüht, der aber mit sicherm Blicke vorausgesehen hat, was für Deutschland nach 1806 durch die brutale Hand Napoleons eingetroffen ist. Gouverner, c'est prévoir.

Bei Goethe ist es nachgerade Mode geworden, ein flüchtig hingeworfenes Wort oder eine Briefstelle kanonisch zu nehmen, während man sich gerade auch bei ihm des Wortes erinnern sollte: Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch. So wird man sich auch bei seinen Ansichten über die französische Revolution stets bewusst bleiben müssen, dass vieles geradezu Kontradiktorisches aus der Aufregung des Augenblicks stammt. Vor allem aber wird man sich hüten müssen, moderne Begriffe, wie liberal oder konservativ, aristokratisch und

demokratisch, mit ihrer oft angenehmen Dehnungsmöglichkeit auf ihn anzuwenden. Wie er einst als den Gesamtsinn seiner Schriften das Rein-Menschliche bezeichnet hat, so wird man gut tun, auch bei seinen politischen Überzeugungen diesen Unterton nicht zu vergessen.

Goethe hat von früh auf und besonders dann als weimarischer Staatsbeamter tief in alle Volksschichten geblickt. Davon zeugen *Götz* und *Egmont,* von welch letzterm er rückblickend im Alter sagte, dass er kaum ein deutsches Stück kenne, wo der Freiheit des Volkes mehr das Wort geredet würde, als in diesem. Bei der gleichen Gelegenheit hat er zu Eckermann geäußert, als man ihn mit Titeln, wie Freund des Bestehenden und konservativer Aristokrat, abstempeln wollte: „Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten". Der Kern dieser Worte, im Unmute gesprochen, ist wohl richtig. Die Tagebücher belegen ein tiefes Mitgefühl mit der Not des Lebens. „Das arme Volk muss immer den Sack tragen und es ist ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder der linken Seite zu schwer wird." „Ich sehe den Bauersmann der Erde das Notdürftige abfordern, dass doch auch ein gemächlich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrierten Saft aus den Leibern. Und so gehts weiter und wir habens soweit gebracht, dass oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann." Und bei der Ausarbeitung der *Iphigenie* heißt es einmal: „Es ist verflucht, der König von Tauris sollte reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte". Hier ist schon ausgesprochen, was dann durch die *Iphigenie* hindurch sich als Leitmotiv zieht: Die Idee der Humanität, welche damals in Deutschland so viele Geister beherrschte. Man bedenke, dass im gleichen Monat März 1779 die *Iphigenie* und der Lessingsche *Nathan* fertig wurden. Dieses Ideal der Humanität, dass

alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit

hatte sich bei Goethe in Italien noch gefestigt und beherrschte ihn bei Ausbruch der Revolution.

Die Ursachen und die innere Berechtigung der französischen Revolution hat Goethe wohl klar erkannt, den Verlauf der Bewegung mit allen ihren Greueln aber fortwährend verdammt. Schon der Halsbandprozess der Marie Antoinette galt ihm als ein erschreckendes Symptom. Er gestand später: „Ich war vollkommen überzeugt, dass irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, sodass sie durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.“ Denjenigen, die nur um ihres eigenen Vorteils willen die Revolution hassten, rief er warnend in den venetianischen *Epigrammen* zu:

Jene Menschen sind toll, so sagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch scheinen sie toll, doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn ach die Weisheit im Sklaven verstummt?

Von den Revolutionsmännern ließ er nur Mirabeau als schöpferisch gelten. Von den übrigen hieß es:

Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befrein, so wag es, vielen zu dienen.

Seine abwehrende Haltung bei den Folgen der Revolution wurde gestärkt durch die angeborene Abneigung gegen den Dilettantismus überhaupt wie in der Politik und durch seine große Besorgnis um die Erhaltung der Kulturgüter, um Kunst und Wissenschaft. Dass das Regieren nur den Kundigen überlassen bleiben sollte, blieb ihm Axiom bis ans Lebensende.

Vor allem aber ist festzuhalten, dass Goethe über dem Nationalhasse stand. Das gilt für die Napoleonischen Kriege, die auch noch zur revolutionären Epoche gehören, und vom Befreiungskriege von 1813, in welchem die deutschen Patrioten ihre große Enttäuschung an ihrem großen Dichter erlebten. Den Chauvinismus oder, um das Wort von Jacob Burckhardt zu gebrauchen, den Nationalitätssatan, dem Frankreich 1789 verfallen ist und der dann die Signatur des neunzehnten Jahrhunderts auch für die andern europäischen Staaten geworden ist, hat Goethe nicht gekannt, und es ist eigentlich eine bittere Ironie, dass die Franzosen von 1921 erklären, dass ihnen L'Allemagne de Goethe viel näher am Herzen liege.

„Es gibt eine Stufe, wo der Nationalhass ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Art gemäß und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte“ heißt es in den *Gesprächen mit Eckermann.*

Der Glaube und die Hoffnung, dass Frankreich mit der Beseitigung des ancien régime unvermittelt einen idealen Gesellschaftszustand herbeiführen werde, war für den Dichter, der das Epigramm geprägt hatte:

Wer nicht von dreitausend Jahren weiß,
Bleibt im Dunkeln, unerfahren, — —
Mag er leben!

nicht denkbar. Dass aber eine neue Zeit angebrochen war, wurde ihm klar, als er nach der Kanonade von Valmy zu seinen Begleitern sagte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“

In Tyrannos, gegen die Tyrannen, hatte der junge Schiller als Motto auf das Titelblatt der *Räuber* gesetzt, und Karl Moor legte er die Worte in den Mund: „Stelle mich vor ein Heer Kerls, wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster waren“. Aber schon der *Don Carlos* bildete auch bei ihm den Übergang zur Humanitätsidee. Zwei Jahre vor dem Ausbruch der Revolution schuf er die Gestalt des Weltbürgers Posa.

Von Anfang an hat Schiller nach dem Zeugnis seiner Schwägerin Karoline Wolzogen in den überschwenglichen Jubel der Revolutionsfreunde nicht einzustimmen vermocht. Doch wird man diese Haltung nicht einfach, wie es schon geschehen ist, seiner ästhetischen Weltanschauung, die sich vor dem Luftzuge des wirklichen Lebens scheute, zuschreiben dürfen. Davon könnte ihn schon die Tatsache freisprechen, dass er mit einer Überwindungskraft ohnegleichen sein Leben gemeistert hat. Viel eher ist daran schuld der geschulte Historiker in ihm und der allerdings nicht praktisch gewordene Staatsmann. „Er war am Theetisch so groß, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde“, hat Goethe in der Erinnerung an ihn bestätigt.

Die Berichte über die Pariser Volkswut ließen ihn „ernst und ahnungsvoll“ der weitern Entwicklung der Dinge entgegensehen

und kurz nach seiner Vermählung, am 15. April 1790, schrieb er beängstigt in der Aussicht verhängnisvoller Ereignisse an seinen Freund Körner: „Ich zittere vor dem Kriege, denn wir werden ihn an allen Enden Deutschlands fühlen". Er misstraute dem unruhigen Geiste der Neufranken und zweifelte ernsthaft, dass dieser Nation je „echt republikanische Gesinnungen eignen würden". Das war der Grund, dass ihm Mirabeaus Schrift *Sur l'éducation publique* so gefiel, weil dieser Staatsmann „gleichsam noch im Moment des Gebärens der französischen Constitution schon darauf bedacht war, ihr den Keim der ewigen Dauer durch eine zweckmäßige Einrichtung der Erziehung zu geben".

In dieser Stimmung mochte es den Dichter seltsam berühren, als er eines Tages aus den Zeitungen vernahm, dass ihn die französische Nationalversammlung zum Ehrenbürger Frankreichs ernannt habe. Am 26. August 1792, als schon die Septembermorde vor der Türe standen, verlangte der elsäßische Abgeordnete Philipp Rühl, dass unter andern auch „le sieur Giller, publiciste allemand" den Titel eines citoyen français erhalte. Das von den Ministern Danton und Clavière unterzeichnete Ernennungsdekret erhielt Monsieur Giller aber erst am 1. März 1798, als die führenden Jakobiner schon lange unter der Guillotine gefallen waren. Durch den Krieg waren die Akten in Straßburg liegen geblieben.

Aufs Tiefste empörte sich Schiller über das systematische Lügensystem, mit dem der Prozess gegen den unglücklichen Gefangenen im Temple, Ludwig XVI., geführt wurde, und er entschloss sich allen Ernstes, eine Denkschrift über die Streitsache des Königs zu schreiben. „Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug", schrieb er am 21. Dezember 1792 an Körner, „um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit auf diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urteil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation anzusehen." Damit wollte er keineswegs die Sache des Volkes gegenüber den Fürsten preisgeben. Die Schrift sollte ins Französische übertragen werden, und schon war ein Übersetzer gewonnen, als die Ereignisse den Plan überholten. Am 21. Januar

1793 fiel das Haupt König Ludwigs. Resigniert machte Schiller seiner Stimmung Luft. „Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit 14 Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln mich diese elenden Schindersknechte an."

Ohne Rücksicht auf seine Person und Stellung stemmte sich diesmal der geborene Anwalt gegen die Gewalttat von oben der entfesselten Leidenschaft und Launenhaftigkeit der Masse entgegen. Das Ergebnis aber war der Gedanke, dass er „mit jedem Tage mehr von dem jugendlichen Kitzel zurückkomme, den Menschen das Bessere aufzudrängen, weil unvorbereitete Köpfe auch das Reinste und Beste nicht zu gebrauchen wissen."

Seine große Auseinandersetzung mit der Erscheinung der sozialen Revolution hat dann Schiller in einem Briefe an den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg vollzogen, den Mann, der ihm 1791 auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Talern übermacht hatte, damit er in Ruhe seine Gesundheit wiederherstellen und Kraft und Freiheit zu weiterem Wirken gewinnen könnte.

Sie wird wohl am besten mit einigen Sätzen Schillers selbst gekennzeichnet:

„Ein Gesetz des weisen Solon verdammt den Bürger, der bei einem Aufstande keine Partei nimmt. Wenn es je einen Fall gegeben hat, auf den dieses Gesetz könnte angewandt werden, so scheint es der gegenwärtige zu sein, wo das große Schicksal der Menschheit zur Frage gebracht ist, und wo man also, wie es scheint, nicht neutral bleiben kann, ohne sich der strafbarsten Gleichgültigkeit gegen das, was dem Menschen das Heiligste sein muss, schuldig zu machen. Eine geistreiche, mutvolle, lange Zeit als Muster betrachtete Nation hat angefangen, ihren positiven Gesellschaftszustand gewaltsam zu verlassen und sich in den Naturstand zurück zu versetzen, für den die Vernunft die alleinige und absolute Gesetzgeberin ist.

Wäre das Faktum wahr, — wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, dass die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben, und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, da wollte ich auf ewig

von den Musen Abschied nehmen, und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Tätigkeit widmen. Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage.

Der Versuch des französischen Volks, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen, und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht, und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Theil Europens, und ein ganzes Jahrhundert in Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert.... Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation. Der Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht, beweist unwidersprechlich, dass das Menschengeschlecht der vormundschaftlichen Gewalt noch nicht entwachsen ist, dass das liberale Regiment der Vernunft da noch zu frühe kommt, wo man kaum damit fertig wird, sich der brutalen Gewalt der Tierheit zu erwehren, und dass derjenige noch nicht reif ist zur bürgerlichen Freiheit, dem noch so vieles zur menschlichen fehlt."

Darum werde man den herrlichen Bau der politischen und bürgerlichen Freiheit nur auf dem festen Grund eines veredelten Charakters aufführen können und damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben könne.

Dass sich in Frankreich die Republik nicht halten werde, davon war Schiller überzeugt. Die republikanische Verfassung, sagte er, werde in Anarchie übergehen und früher oder später werde ein kräftiger Mann erscheinen, der die brausenden Wellen beschwören und sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Teile Europas machen werde. Die eigentliche napoleonische Militärdiktatur hat er nicht mehr erlebt. Die Befreiung eines Volkes, wie er sie sich dachte, aber konnte er noch vollenden. Am 18. Februar 1804 notierte er in seinen Kalender: „Den *Tell* geendigt" und sandte das Manuskript an Goethe, der ihm drei Tage später erwiderte: „Das Werk ist fürtrefflich geraten".

Herder ist nach der ganzen Anlage seiner Persönlichkeit nicht zu einer klar-entschiedenen Stellung über die französische Revolution gekommen. Sein Verstand stand so oft unter dem Banne

auf- und abflutender Gefühle und die Ideen standen ihm so viel näher als die Wirklichkeit, dass man von ihm kaum ein nüchternes Urteil erwarten darf. In den *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit,* wo auch sein politisches Credo vor der Revolution am deutlichsten ausgesprochen erscheint, erblickte er in allen Regierungsformen ein Mittel, jedem einzelnen zu freierm Genuss seines Lebens zu verhelfen, oder ein notwendiges Übel, das um des letzten Zweckes, der Förderung der Humanität des ganzen Geschlechtes willen, ertragen werden müsse. Mit dem Problem, wie Politik mit der Moral, staatlicher Zwang mit individueller Freiheit in Übereinstimmung zu bringen seien, war er nicht ins Klare gekommen.

Bei Beginn der Revolution frohlockte er: Endlich sei die Herrschaft des kriegerischen Adels und des den Geist verödenden Klerus zu Ende. Wie die Reformation die geistlichen Bande gelockert habe, so werde die Revolution die letzten Fesseln der Menschheit sprengen. Diese Worte griff der weimarische Stadtklatsch begierig auf, und tat das Seinige hinzu, sodass sich Goethe genötigt sah, mäßigend einzuwirken, denn der Herr Vizepräsident des Oberkonsistoriums befand sich immerhin am Hofe eines Herzogs. Als sich das Herdersche Ehepaar 1792 zur Badekur nach Aachen begab, schrieb er ihm: „Vergessen Sie nicht, Gott zu preisen, dass er Sie und ihre besten Freunde außer Stand gesetzt hat, Torheiten ins Große zu begehen". In den *Briefen zu Beförderung der Humanität* 1793 vertraute Herder noch fest auf „heilsame Errungenschaften des Geistes der Zeiten" und war überzeugt, dass „seit Einführung des Christentums und seit Einrichtung der Barbaren in Europa außer der Wiederbelebung der Wissenschaften und der Reformation sich nichts ereignet hat, das diesem Ereignis an Merkwürdigkeit und Folgen gleich wäre". Geist der Zeit, ist er der Genius der Humanität selbst, oder dessen Freund, Vorbote, Diener?

Aber wie bei Schiller, so bewirkten auch bei Herder die Hinrichtung Ludwigs XVI. und die Eroberungspolitik der französischen Republik einen Umschwung. Frau Karoline Herder machte „das dreifache Kreuz über die entlarvte falsche Freiheit der Neufranken", und ihr Mann war über das „Wüten der lernäischen Schlange" in Paris betroffen und klagte, dass die Welt statt eines Luthers, dessen sie bedurft hätte, nur einige Wiedertäufer und Münzer bekommen habe. „Von der politischen Welt kein Wort mehr, im jetzigen

Moment dünkt sie mir wie Hamlet abscheulich. Auch hieraus aber, aus dieser Verwirrung der Töne muss sich etwas Großes und Gutes ergeben und wir werden es noch erleben."

Die beiden ausgesprochensten Idealisten Weimars, Schiller und Herder, erlebten es allerdings nicht mehr, Karl August und Goethe wuchsen über das napoleonische Zeitalter hinaus. Noch lange hatte der kleine mitteldeutsche Staat die Hand des französischen Kaisers zu spüren, bis er dann durch den Wiener Kongress um das Doppelte vergrößert und zum Großherzogtum erhoben wurde.

Aber während sich der bleierne Schlaf der Legitimität und der heiligen Allianz über Europa legte und Metternich bemüht war, nicht nur gegen die großen Brände, sondern auch gegen jedes kleine Feuerlein freiheitlicher Gesinnung mit dem Löscheimer vorzugehen, entschied sich Karl August in seiner unverwüstlichen Jugendkraft, als einziger unter den deutschen Fürsten, das Versprechen der Wiener Vereinbarungen, die jedem deutschen Staate eine landständische Verfassung zugesichert hatten, einzulösen. Am 7. April 1816 huldigte die neue Landesvertretung dem Großherzog. Als erster Minister des neuen Staatsministeriums, nach seinem Wunsche nur noch mit der Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Kunst und Wissenschaft betraut, stand Goethe rechts von Karl August. Das war einer der Momente, wo der alternde, feierlich gewordene Dichter nicht mehr zu folgen vermochte. Ihm erschien es ganz bedenklich, dass er in Zukunft gehalten sein sollte, etwa einem Strumpfwarenfabrikanten von Apolda oder einem Dorfschulzen über seine Verfügungen für die Förderung der Universität Jena oder der Kunstschule in Weimar Rechenschaft abzulegen.

Dass die Sache gar nicht so gefährlich war, beweist übrigens die Anekdote von der feuchten Stadtmauer. Als einst Goethe wegen großer Feuchtigkeit der Weimarischen Bibliothek ein Stück Stadtmauer abreißen lassen wollte, wozu ihn Karl August heimlich autorisiert hatte, und eine Deputation der Herren Stadträte bei letzterm erschien, damit der Inspektor der wissenschaftlichen Anstalten einen Wink erhalte, erhielten sie die Antwort: „Ich mische mich nicht in Goethes Angelegenheiten. Geht doch hin und sagt es ihm selbst, wenn ihr die Courage dazu habt". „Es ließ sich aber niemand bei mir blicken und ich hatte die Freude, meine Bibliothek endlich trocken zu sehen", ergänzte Goethe lachend seinem Zuhörer Eckermann.

Hier, in der Verfassungsfrage, aber ließ sich Karl August auch von dem, der Zeit seines Lebens den größten Einfluss auf ihn hatte, nicht beirren. Am 5. Mai 1816 wurde der Verfassungsentwurf zum Staatsgesetz erhoben. Der Landtag, auf der Basis des Einkammersystems, erhielt die Rechte der Steuerbewilligung und Gesetzgebung. Die Verfassung gewährte ferner das Unerhörte: Pressfreiheit, und 1821 trat nach Überwindung großer Schwierigkeiten ein neues Steuergesetz in Kraft, ein einheitliches Einkommensteuersystem nach dem Grundsatz der Steuerpflichtigkeit aller Staatsbürger nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit und auf Grund der Selbsteinschätzung des beweglichen Einkommens. Das war eine Tat, wozu den andern deutschen Staaten noch auf lange hinaus der Mut fehlte.

In Jena wurde am 12. Juni 1815 die Burschenschaft gegründet, auf dem Boden des Großherzogtums fand mit Karl Augusts Genehmigung und Mahnung zur Besonnenheit das Wartburgfest statt, das die europäischen Kabinette in fieberhafte Bewegung brachte. Aber wie sehr man sich auch in Wien über „die kleine Brutanstalt des Jakobinismus“ empörte und wie wenig Metternich dem „Altburschen“ Karl August mehr traute, dieser stand gelassen im Sturm. Ja er nahm eine würdigere Haltung ein, als sieben Jahre später Landammann und Tagsatzung der Eidgenossenschaft, als sie sich dem gleichen Metternich gegenüber zu einem Press- und Fremdenkonklusum herbeiließen.

Im Dezember 1817 sprachen der österreichische Gesandte Zichy und der preußische Minister Hardenberg, mit Handschreiben ihrer Souveräne bewaffnet, in Weimar vor, um auf Wunsch Metternichs den entscheidenden Schlag gegen die Revolutionäre zu führen. Am 12. Dezember meldete Karl August diese Neuigkeit Goethe: „Die nächsten Tage sind bestimmt, um den übeln Humor des Fürsten Metternich zu genießen, den Professor Friesens Absurdität auf der Wartburg verursacht hat. Graf Zichy kömmt morgen her, um dieses schriftlich von sich zu geben.“ Gleich darauf aber ging er zur Botanik über: „Eine Protée, nova species, ein sechsfüßiges Exemplar steht bei mir und will aufblühen, sie macht wunderbare Erscheinungen, die näher zu beleuchten der Mühe wert sind“.

Für den allgemeinen Jammer der beiden Gesandten hatte er scheinbar Mitgefühl, bemerkte jedoch in einem Schreiben an Kaiser Franz: „Ich bin bei der Erhaltung der öffentlichen Ruhe in Deutsch-

land gleich jedem anderen deutschen Fürsten interessiert, und wenn ich in den Maßregeln zu Erlangung dieses gemeinsamen Zweckes hie und da von den gewöhnlichen Ansichten abweiche, so ist dies eine Folge meiner vieljährigen Erfahrungen und Prinzipien".

Doch Weimar blieb ein verrufenes Land für den Geist der Restauration, und nicht mit Unrecht, denn noch einen Tag vor seinem Tode klagte Karl August zu Alexander von Humboldt über den einreißenden Quietismus, den die unwahren Bursche missbrauchten, um sich den Fürsten durch die Empfehlung des Absolutismus und des Niederschlagens aller freiern Geistesregung angenehm zu machen.

Goethe blieb in allen diesen Angelegenheiten viel ängstlicher, in der Dichtung aber hat er sich noch einmal zu einer Höhe erhoben, wie sie nur bei Schiller zu finden ist. Am Schlusse des *Faust* stehen die Verse, die man ebensogut im *Tell* suchen könnte:

Da rase draußen Flut auf bis zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

ST. GALLEN ALFRED SCHELLING

□□□

EIN SOMMERTAG

Von CÉCILE LAUBER

Ein Sommertag — — ich bin allein.
In kleinen Linden, die noch furchtsam sind,
Spielt lose tändelnd der Morgenwind,
Und blaue Ruhe stürzt in mich hinein.

Ich liege zwischen Mohn und wildem Wein,
Und sehe einen Felsgrat in der Sonne glimmen.
Ich weiß, du wirst ihn eben jetzt erklimmen,
Und meine Seele möchte eine Schwalbe sein.

□□□